

Joanna Rakoff

Lieber Mr. Salinger

Aus dem Amerikanischen
von Sabine Schwenk

Knaus

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»My Salinger Year« bei Alfred A. Knopf.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munken Premium liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2014 by Joanna Rakoff.

All rights reserved including the rights of reproduction
in whole or in part in any form.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe
2015 beim Albrecht Knaus Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Die verwendeten Zitate aus Werken von J.D. Salinger
entstammen den deutschen Übersetzungen von Eike Schönfeld,
Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln.

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-8135-0515-3

www.knaus-verlag.de

Für Keeril,
mit dem diese Geschichte anfängt
und zu Ende geht

»Es war weiß Gott nicht nur ein Tag der wild wuchernden Zeichen und Symbole, sondern auch der maßlos ausgiebigen Kommunikation mittels des geschriebenen Worts.«

J. D. Salinger,
Hebt an den Dachbalken, Zimmerleute

Anmerkung der Autorin

Dieses Buch erzählt die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, so gut ich sie erzählen konnte. Dafür habe ich Personen interviewt, mit denen ich in dem beschriebenen Zeitraum zu tun hatte, und eigene Texte aus dieser Zeit und den ersten Jahren danach hinzugezogen. Zugunsten des Erzählflusses habe ich mich nicht allzu kleinlich an die Chronologie der Ereignisse gehalten; Namen und Erkennungsmerkmale der meisten, wenn auch nicht aller Personen habe ich geändert. Abgesehen von solchen geringfügigen Eingriffen ist dies jedoch die wahre Geschichte meines Salinger-Jahres.

Wir Mädchen

Wir waren Hunderte, Tausende. Im grauen Morgenlicht von Brooklyn, Queens oder der Lower East Side kleideten wir uns gewissenhaft an und verließen unsere Wohnungen, die Taschen beladen mit Manuskripten, in denen wir lasen, während wir vor der polnischen Bäckerei, dem Griechen oder dem Imbiss an der Ecke für einen Kaffee anstanden, mit Zucker und Milch, und ein Frühstücksteilchen, zum Mitnehmen in die U-Bahn, wo wir auf einen Sitzplatz hofften, um bis zur Ankunft in unseren Büros in Midtown, Soho oder am Union Square weiterlesen zu können. Wir alle waren Mädchen, was sonst, junge Frauen, die an der Fifty-First Street der Linie 6 entstiegen und am Waldorf-Astoria und dem Seagram Building vorbeigingen, dann in die Park Avenue bogen. Wir trugen Variationen eines wiederkehrenden Themas – gepflegter Rock und Pullover mit studentischem Sylvia-Plath-Flair –, erstanden von Eltern in gepflegten Vororten, denn unsere Gehälter waren so niedrig, dass sie kaum für die Miete reichten, geschweige denn für ein Mittagessen im Umkreis unserer Büros oder ein Abendessen im Restaurant, nicht einmal in den billigen Vierteln, wo wir in Schlauchwohnungen hausten, die wir uns mit anderen Mädchen teilten, die sich in anderen Agenturen, Verlagshäusern oder gemeinnützigen Literaturstiftungen als Assistentinnen verdingten. Tag für Tag saßen wir mit übereinandergeschlagenen Beinen auf unseren Drehstühlen, nahmen für unsere Chefs Anrufe entgegen und geleiteten mit der gebotenen Mischung aus Begeisterung und Diskretion Autoren he-

rein, ohne dass dies je darüber hinwegtäuschen konnte, dass wir nicht deshalb in diesem Job gelandet waren, weil wir Schriftstellern Wassergläser reichen, sondern weil wir selbst Schriftstellerinnen werden wollten und dies offenbar der salonfähigste Weg dahin war, auch wenn eigentlich jetzt schon deutlich wurde, dass es sich dabei um einen Trugschluss handelte. Einige unserer Eltern – auch meine – wiesen uns immer wieder gern darauf hin, dass man uns vor vielen Jahren als Sekretärinnen bezeichnet hätte. Und genauso wie damals, zur Zeit unserer Eltern, als die wenigsten Sekretärinnen jemals befördert wurden, würden es auch bei uns nur die wenigsten *schaffen*, wie sie das nannten. Hinter vorgehaltener Hand redeten wir über die Glücklichen, die von ihren Chefs gefördert und mit eigenen Büchern oder Klienten betraut wurden, oder von denen, die eine immense, gegen alle Spielregeln verstoßende Entschlossenheit an den Tag legten, und dann fragten wir uns, ob wir es auch schaffen würden und ob wir es eigentlich so bedingungslos wollten, dass wir bereit waren, auszuharren, jahrelang von Hungerlöhnen zu leben und nach der Pfeife eines Chefs zu tanzen – oder ob wir nicht doch ins andere Lager wechseln wollten: selbst Autorin sein, um nicht mehr nach Chefpfeifen zu tanzen, sondern selbstbewusst an Cheftüren zu klopfen.

Winter

Irgendwo müssen wir alle anfangen. In meinem Fall war es ein dunkles, bis unter die Decke mit Büchern vollgestopftes Zimmer: Regale über Regale voller Bücher, sortiert nach Autoren aus allen erdenklichen Epochen des zwanzigsten Jahrhunderts, Bücher, deren Umschlaggestaltung sofort verriet, in welchem Jahrzehnt man sie in die Welt hinausgeschickt hatte – skurrile Strichzeichnungen der Zwanziger, verdrießliches Senfgelb und Kastanienbraun der Fünfziger, zarte Aquarellporträts der Siebziger –, Bücher, die meine Tage bestimmten und die der anderen, die in diesem dunklen Bürolabyrinth arbeiteten. Wenn meine Kollegen die Namen in den Mund nahmen, die auf den Buchrücken standen, taten sie es mit ehrfürchtiger Flüsterstimme, denn für Freunde der Literatur waren es die Namen von Göttern: F. Scott Fitzgerald, Dylan Thomas, William Faulkner. Gleichwohl war dies eine Literaturagentur, in der Namen auf Buchrücken logischerweise für etwas anderes standen, etwas, das Menschen zwar ebenfalls dazu bringt, mit Flüsterstimme zu sprechen, das in meiner Vorstellung jedoch bis dahin nicht das Geringste mit Büchern und Literatur zu tun hatte: Geld.

Drei Tage Schnee

An meinem ersten Tag in der Agentur zog ich nach reiflicher Überlegung etwas an, das mir für die Arbeit in einem Büro geeignet erschien: einen kurzen Wollrock mit Schottenmuster, dazu einen dunkelgrünen Rollkragenpullover aus den Sechzigern mit Reißverschluss am Rücken, den ich in einem Londoner Secondhandladen gekauft hatte, das Ganze kombiniert mit einer dicken, schwarzen Strumpfhose und schwarzen Wildlederslippern italienischer Herkunft, die mir meine Mutter gekauft hatte, weil »gute Schuhe« in ihren Augen kein Luxus waren, sondern unverzichtbar. In einem Büro hatte ich noch nie gearbeitet, doch ich hatte – als Kind, im College und danach – hin und wieder Theater gespielt, und so beschloss ich, diese Aufmachung als mein Kostüm zu betrachten. Meine Rolle sollte die der gescheiterten jungen Assistentin sein. Das Mädchen für alles.

Möglicherweise schenkte ich meiner Garderobe deshalb so viel Aufmerksamkeit, weil ich über den Job, der mich erwartete, wie auch die Firma, die mich eingestellt hatte, praktisch nichts wusste. Im Grunde konnte ich es immer noch nicht fassen, dass ich überhaupt eingestellt worden war, es war alles so schnell gegangen. Erst vor drei Monaten hatte ich die Promotion geschmissen oder, wie man's nahm, meinen Master gemacht, mich in London ins Flugzeug gesetzt und kurz darauf mit nichts als einer riesigen Bücherkiste bei meinen Eltern vor der Haustür gestanden.

»Ich will selbst Gedichte schreiben«, hatte ich meinem College-Freund am alten Münztelefon im Flur meines Hampsteader

Studentenwohnheims erklärt, »anstatt anderer Leute Gedichte zu analysieren.« Meinen Eltern in ihrem Vorort erklärte ich das nicht. Ihnen sagte ich nur, ich hätte mich in London einsam gefühlt. Sie hielten sich an unseren familiären Schweigekodex und stellten keinerlei Fragen zu meinen weiteren Plänen. Stattdessen ging meine Mutter mit mir shoppen: Bei Lord & Taylor fiel ihre Wahl auf ein Kostüm aus samtbesetztem Wollgabardine – bestehend aus Bleistiftrock und taillierter Jacke, in etwa das, was Katharine Hepburn in *Ehekrieg* trug – und ein Paar Wildlederpumps. Erst als mir die hauseigene Schneiderin die Ärmel aufsteckte, erkannte ich, was meine Mutter mit diesem Kostüm verband: die Hoffnung, dass es mich einem passablen Broterwerb zuführen würde.

Eine Woche vor Weihnachten nahm mich meine Freundin Celeste mit auf eine Party, wo eine alte Bekannte von ihr nebenbei erwähnte, dass sie beim Science-Fiction-Imprint eines großen Publikumsverlags arbeite. »Wie bist du da gelandet?«, fragte ich, nicht um den Mechanismen der Jobfindung auf den Grund zu gehen, sondern aus Verwunderung darüber, dass jemand, der im Hauptfach Englisch studiert hatte und sich für hohe Literatur interessierte, so einen Job annahm. Anstelle einer Antwort drückte mir Celestes wortkarge Freundin eine Visitenkarte in die Hand. »Das ist eine Personalagentur«, sagte sie. »Alle Lektoren suchen sich darüber ihre Assistenten. Ruf mal an.« Am nächsten Morgen wählte ich zögernd die Nummer. Die Verlagsbranche war nicht Teil meines Plans – eines Plans, der im Übrigen gar nicht existierte –, doch die Idee einer schicksalhaften Fügung reizte mich, eine Schwäche, die ich, obwohl sie mir schon bald einige Probleme einbrocken sollte, erst Jahre später ablegen würde. Und so deutete ich das unbehagliche Tête-à-Tête mit Celestes Freundin auf dieser lärmenden Party als ein Zeichen. »Können Sie heute Nachmittag vorbeikommen?«, fragte mich die Frau am anderen

Ende der Leitung mit nicht direkt englischem Akzent, aber doch in britisch-kompetentem Tonfall.

So kam es, dass ich kurz darauf in meinem Wollkostüm einer eleganten Frau gegenüber saß, die ein Kostüm trug, das meinem ziemlich ähnlich sah, und ihr einen hastig zusammengeschnittenen Lebenslauf aushändigte. »Sie haben gerade einen Master in englischer Literatur gemacht?«, fragte sie stirnrunzelnd, und dabei fiel ihr das dunkle Haar ins Gesicht.

»Ja.«

»Nun ja«, seufzte sie und legte meinen Lebenslauf aus der Hand. »Das wird Sie für manche Verlage interessant machen, für manche aber auch nicht. Aber wir finden etwas für Sie.« Sie lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. »Ich rufe Sie im neuen Jahr an. So kurz vor Weihnachten werden keine Leute eingestellt.«

Ich war gerade wieder zu Hause, da klingelte das Telefon. »Ich habe etwas für Sie«, sagte sie mit atemloser Stimme. »Wie fänden Sie es, für eine Literaturagentur zu arbeiten und nicht für einen Verlag?«

»Toll«, sagte ich. Ich hatte keine Ahnung, was eine Literaturagentur eigentlich war.

»Prima«, sagte sie. »Es ist eine hervorragende Agentur. Eine alte, renommierte Agentur. Ich glaube, es ist sogar die älteste Agentur von New York. Sie würden für eine Agentin arbeiten, die schon sehr, sehr lange im Geschäft ist.« Sie hielt inne. »Einige Assistentinnen fanden es wohl ein bisschen schwierig, für sie zu arbeiten, aber andere waren begeistert von ihr. Ich glaube, dass Sie beide gut zusammenpassen würden. Und sie will jemanden für sofort. Sie will noch vor Weihnachten eine Entscheidung.« Später erfuhr ich, dass die fragliche Agentin schon seit Monaten Bewerbungsgespräche mit potenziellen Assistentinnen führte. Doch jetzt, an diesem kalten Dezembertag, den Hörer zwischen Schulter und Ohr geklemmt, hängte ich mein Kostüm in

die Dusche, damit sich im Wasserdampf die Falten aushängen konnten, und antwortete: »Meine Mutter ist ziemlich schwierig. Ich bin mir sicher, das klappt.«

Am nächsten Tag fuhr ich, frisch eingeknöpft in mein Kostüm, mit der U-Bahn zur Haltestelle Fifty-First und Lex, wo ich die Park Avenue überquerte und weiter zur Madison ging, um dort die Literaturagentin zu treffen.

»Also«, sagte sie und zündete sich eine lange, braune Zigarette an, eine Geste, die mich gleichermaßen an Don Corleone und Lauren Bacall erinnerte. Sie hatte langgliedrige, schlanke, fast weiße Finger, die keine Knöchel zu haben schienen und in perfekt geformte, ovale Fingernägel mündeten. »Können Sie tippen?«

»Ja«, behauptete ich mit energischem Nicken. Ich war auf schwierigere Fragen gefasst: abstrakte Erkundigungen im Hinblick auf meine Arbeitsethik oder Einwände gegen die zentralen Thesen meiner Abschlussarbeit.

»Auf Schreibmaschine?«, fragte sie weiter, spitzte den Mund und atmete eine feine, weiße Rauchspirale aus. Sie lächelte leise. »Das ist etwas ganz anderes als das Schreiben auf« – ihr Gesicht erschlaffte vor Ekel – »einem *Computer*.«

Ich nickte nervös. »Ja, das stimmt«, pflichtete ich ihr bei.

Eine Stunde später, der Himmel hatte sich verdüstert, während sich die Stadt in Erwartung der Feiertage zu leeren begann, lag ich auf dem Sofa, las zum zweiten Mal *Anne Elliot oder die Kraft der Überredung* und hoffte, das Wollkostüm, geschweige denn die schwarze Strumpfhose, nie wieder anziehen zu müssen.

Wieder klingelte das Telefon. Ich hatte einen Job.

So stand ich also am ersten Montag nach Silvester um sieben Uhr morgens auf, ging leise unter die Dusche und stieg die heruntergekommene Treppe meines Mietshauses hinab, um unten angelangt festzustellen, dass die Welt stehen geblieben war: Die Stra-

ßen waren unter Schnee begraben. Natürlich hatte ich gewusst, dass ein Schneesturm kommen würde, oder bildete mir ein, es gewusst zu haben, denn ich besaß weder Fernseher noch Radio und verkehrte nicht in Kreisen, in denen irrsinnig viel übers Wetter gesprochen wurde – wir hatten über größere, wichtigere Themen zu diskutieren; das Wetter war nur für unsere Omas und unsere langweiligen Vorortnachbarn ein zwanghaftes Gesprächsthema. Hätte ich ein Radio gehabt, so wäre mir nicht verborgen geblieben, dass die ganze Stadt lahmgelegt war, die Schulen zum ersten Mal seit fast zwanzig Jahren schneefrei gegeben hatten und an den Küsten Menschen auf ungeräumten Straßen ins Schleudern gerieten und starben, oder in Autos und unbeheizten Häusern festsaßen. Bei notfallmäßigen Schließungen bediente sich die Agentur einer Telefonkette, die darin bestand, dass die Geschäftsführerin des Unternehmens – mit anderen Worten, meine Chefin, wobei ich erst nach einigen Wochen begriff, dass sie diese Position bekleidete, denn in der Agentur pflegte man Wissen vorauszusetzen und nicht zu vermitteln –, dass meine Chefin also die Person kontaktierte, die in der Hierarchie direkt unter ihr stand, worauf die Information durch die Ränge der Agentur bis zur Empfangsdame Pam, den verschiedenen Assistenten und Assistentinnen und sogar dem seltsamen, melancholischen Büroboten Izzy weitergereicht wurde; kurzum, alle wussten, dass sie nicht ins Büro kommen mussten. Ich aber stand, weil es mein erster Tag war, noch nicht im Verteiler.

Obwohl sich die Stadt im Ausnahmezustand befand, kamen meine Züge sofort – der L-Train an der Lorimer Street und der 5-Express am Union Square –, und um acht Uhr dreißig hatte ich die Grand Central Station erreicht, die mit ihren geschlossenen Kaffee-, Bäcker- und Zeitschriftenläden geradezu gespenstisch aussah. Ich ging weiter zur Great Hall, in der meine Absätze auf dem Marmorboden widerhallten. Erst als ich die große Hal-

le halb durchquert hatte – am zentralen Infostand, wo ich mich in Highschool-Zeiten oft mit Freunden verabredet hatte –, wurde mir bewusst, warum meine Schuhe eigentlich solchen Lärm machten: Ich war praktisch allein in einer Halle, in der sonst Hunderte, Tausende von Schuhen eilig über den Marmor klapperten. Stocksteif blieb ich stehen; alles war still, mucksmäuschenstill. Die einzige Geräuschquelle war heute ich.

An der Westseite des Bahnhofs stieß ich die schwere Glastür auf und trat in den eisigen Wind. Langsam arbeitete ich mich durch tiefen Schnee die Forty-Third Street in westlicher Richtung voran, bis ich auf etwas stieß, das noch außergewöhnlicher war als die stille, menschenleere Grand Central Station: die stille, menschenleere Madison Avenue. Die Straße war noch nicht geräumt. Außer dem Wind war nichts zu hören. Zwischen den Geschäften der Ost- und der Westseite lag eine unberührte, gleichmäßige Schneedecke, deren makellose Schönheit nicht ein einziger Fußabdruck, nicht ein einziges Bonbonpapier trübte.

Als ich in nördlicher Richtung weiterstapfte, sah ich drei Banker, die kreischend vor Vergnügen mit flatternden Trenchcoats durch den schweren Schnee rannten oder es zumindest versuchten. »Hey!«, riefen sie mir zu. »Wir machen eine Schneeballschlacht! Los, mitmachen!«

»Ich muss zur Arbeit!«, antwortete ich. *Heute ist mein erster Tag*, hätte ich beinahe hinzugefügt, doch ich verknipte es mir. Lieber die Erfahrenen, Routinierten spielen. Schließlich war ich jetzt eine von ihnen.

»Ist doch alles zu!«, brüllten sie. »Kommen Sie, spielen Sie mit!«

»Schönen Tag noch!«, brüllte ich zurück und marschierte langsam weiter Richtung Forty-Ninth Street, wo ich das schmale, unauffällige Gebäude anpeilte, in dem die Agentur ihren Sitz hatte. Die Eingangshalle bestand aus einem engen Korridor, der

zu zwei knarrenden Aufzügen führte. In diesem Gebäude logierten Versicherungsvertreter, Importeure afrikanischer Holzschnitzereien, alternde Hausärzte mit Einzelpraxis, Gestalttherapeuten. Und natürlich die Agentur, die eine der mittleren Etagen okkupierte. Oben angelangt trat ich aus dem Aufzug und drückte prüfend gegen die Agenturtür; sie war abgeschlossen. Allerdings war es erst acht Uhr fünfundvierzig, und das Büro, so viel wusste ich, öffnete um neun. Am Freitag vor Weihnachten hatte man mich gebeten vorbeizuschauen, einige Papiere zu unterschreiben und ein paar Sachen mitzunehmen, darunter den Schlüssel zur Eingangstür. Es kam mir komisch vor, dass man einer wildfremden Person einfach so den Schlüssel aushändigte, doch ich hatte ihn, gleich hier in diesem knarrenden Aufzug, brav an meinem Schlüsselbund befestigt, sodass er mir nun Einlass in das stille, dunkle Büro gewährte. Die Wände waren über und über mit Büchern bedeckt, die ich mir gern näher angesehen hätte, doch ich fürchtete, dass mich jemand dabei ertappen und als die Studentin entlarven würde, die ich ja wirklich fast noch war. Also zwang ich mich weiterzugehen, an der Empfangstheke vorbei durch einen Flur mit Regalreihen voller Ross-Macdonald-Taschenbüchern, dann gegenüber dem kleinen Küchenbereich rechts durch die mit Linoleumböden ausgelegte Buchhaltung bis in den Ostflügel, in dem sich nicht nur das Allerheiligste befand, das Büro meiner neuen Chefin, sondern auch das große Vorzimmer, in dem ich von nun an sitzen würde.

Genau das tat ich jetzt; kerzengerade, mit durchnässten Schuhen und eiskalten Füßen inspizierte ich den Inhalt meiner neuen Schubladen: Büroklammern, Tacker und große rosa Karteikarten, die mit geheimnisvollen Linien und Codes bedruckt waren. Allein die Angst, von meiner Chefin überrascht zu werden, hielt mich davon ab, mein Buch herauszuholen. Ich las gerade Jean Rhys und identifizierte mich mit ihren so hinreißend in Not ge-

ratenen Heldinnen, die sich wochenlang von nichts als Croissants und Café crème ernährten, zum Frühstück in den Hotels serviert, deren Miete als Gegenleistung für beendete Affären von verheirateten Ex-Lovern beglichen wurde. Ich ahnte, dass meine Chefin Jean Rhys nicht gutheißend würde. Im Vorstellungsgespräch hatte sie wissen wollen, welches Buch ich gerade las, und sich generell nach meiner Lieblingslektüre erkundigt. »Eigentlich alles«, hatte ich geantwortet. »Ich liebe Flaubert. Ich habe gerade die *Erziehung der Gefühle* gelesen und war überrascht, wie zeitgemäß der Text ist. Aber ich mag auch Autoren wie Alison Lurie und Mary Gaitskill. Und groß geworden bin ich mit der Lektüre von Kriminalromanen. Donald Westlake und Dashiell Hammett finde ich toll.«

»Nun ja, Flaubert, meinetwegen, aber wer in der Verlagsbranche arbeitet, muss Autoren lesen, die noch am Leben sind.« Sie schwieg, und mir schwante, dass ich die falsche Antwort gegeben hatte. Wie immer hätte ich mich gründlicher vorbereiten sollen. Ich hatte keine Ahnung von der Verlagsbranche, von Literaturagenturen, und schon gar nicht von dieser speziellen Agentur. »Donald Westlake finde ich auch toll«, fuhr sie fort und zündete sich eine Zigarette an. »Er ist so witzig.« Und zum ersten Mal, seit ich ihr Büro betreten hatte, lächelte sie.

Zaghaft hatte ich begonnen, die Bücher auf dem Regalbrett über mir zu begutachten – ein paar Agatha-Christie-Taschenbücher und eine mehrbändige Reihe irgendwelcher Liebesromane –, da klingelte das klobige schwarze Telefon auf meinem Schreibtisch. Ich hatte schon den Hörer in der Hand, als mir klar wurde, dass mir die passende Begrüßungsfloskel fehlte. »Hallo?«, sagte ich zögernd.

»O nein!«, brüllte mir eine Stimme entgegen. »Sie sind da? Hab ich's doch gewusst. Gehen Sie nach Hause.« Es war meine

Chefin. »Das Büro ist geschlossen. Wir sehen uns morgen.« Es folgte ein Schweigen, in dem mir beim besten Willen nicht einfiel, was ich hätte sagen können. »Tut mir leid, dass Sie den weiten Weg gekommen sind. Fahren Sie nach Hause, wärmen Sie sich auf.« Und weg war sie.

Draußen waren auch die Banker weg; wahrscheinlich trockneten sie bereits ihre nassen Füße an irgendeinem Kaminfeuer. Der kräftige Wind, der durch die Madison fegte, wehte mir meine verhedderten Haare in die Augen und den Mund, aber die Straße war so still, so leer und so schön, dass ich trotzdem trödelte, bis ich meine Hände, meine Füße und meine Nase kaum noch spürte. Dies war der letzte Montag, an dem ich um neun Uhr dreißig nirgendwo zu sein hatte, es gab also keinen Grund zur Eile.

Es würde in New York weitere Schneestürme geben, aber bei keinem würde es wieder so still werden, dass ich an einer Straßenecke stehen und glauben konnte, ich wäre der einzige Mensch im ganzen Universum, und ganz bestimmt keinen, der die komplette Stadt zum Erliegen brachte. Als der nächste Schneesturm solchen Ausmaßes kam, hatte sich die Welt verändert. Da konnte es keine Stille mehr geben.

Ich fuhr heim nach Brooklyn. Offiziell – soweit meine Eltern Bescheid wussten – wohnte ich in der Upper East Side mit meiner Freundin Celeste zusammen. Nach dem College, als ich zum Weiterstudieren nach London ging, hatte sich Celeste, die bei meinen Eltern als »lieb« und »nett« galt, einen Lehrerinnenjob in einer Vorschule gesucht und auf der East Seventy-Third Street, zwischen First und Second, ein Apartment mit Mietpreisbindung gefunden. Als es mich nun wieder nach New York verschlug, ließ sie mich – dankbar für meine Gesellschaft – auf ihrem Sofa schlafen und bot mir bald an, länger zu bleiben und derweil die Miete mit ihr zu teilen. Offiziell – soweit meine Eltern Be-

scheid wussten – hatte ich einen gleichermaßen lieben und netten Freund, meinen College-Freund, der ein brillanter und irrsinnig witziger Komponist war und inzwischen in Kalifornien zur Uni ging. Geplant war ursprünglich, dass ich mit dem Master in der Tasche aus London zurückkommen und nach einer kurzen Visite bei meinen Eltern nach Berkeley ziehen würde, in die Wohnung, die er uns besorgt hatte, in einer Apartmentanlage, ringförmig um einen trostlosen Innenhof gebaut, der so aussah, als sollte er über einen Pool verfügen.

Aber es gab keinen Pool. Und ich war aus dem Plan ausgeschert, war nach New York zurückgekehrt und hatte gemerkt, dass ich dort bleiben musste. Und dann lernte ich Don kennen.

An meinem zweiten Arbeitstag in der Agentur stand ich vor lauter Angst, zu spät zu kommen, wieder unerfreulich früh vor der Eingangstür. Ich steckte den Schlüssel ins Schloss, öffnete die Tür einen Spalt weit, und als ich sah, dass alles dunkel und der Schreibtisch der Empfangsdame leer war, zog ich die Tür rasch wieder zu und fuhr mit dem Aufzug nach unten. Die Madison wie auch die Fifth und das restliche Midtown waren inzwischen freigeräumt, aber die Straßen wirkten verschlafen mit ihren Bordsteinen, an deren Rändern sich anderthalb Meter hohe Schneeberge türmten, und den Passanten, die langsam durch die schmalen, in den Schnee geschaufelten Gehpfade trotteten. Im Eingangsbereich des Gebäudes gab es einen Croissantladen, in dem einige Kunden unter den mürrischen Blicken einer korpulenten südasiatischen Frau mit Haarnetz etwas benommen den Inhalt der Vitrinen inspizierten. Ich stellte mich dazu und überdachte die Möglichkeit einer zweiten Tasse Kaffee.

Als ich wieder oben ankam, war die Empfangsdame eingetroffen und knipste gerade die Lampen an. Aus dem Büro gegenüber ihrem Schreibtisch drang bereits Licht.

»Oh, hallo«, sagte sie in nicht gerade leutseligem Ton. Sie knöpfte sich den Mantel auf, legte ihn über ihren Arm und verschwand im Flur.

»Ich bin die neue Assistentin«, rief ich ihr nach. »Soll ich einfach ... ähm ... zu meinem Schreibtisch gehen? Oder soll ich ...«

»Moment mal, ich hänge noch meinen Mantel auf«, sagte sie.

Einige Minuten später tauchte sie, an ihren kurzen Haaren zupfend, wieder auf. »Wie war noch mal Ihr Name? Joan?«

»Joanna«, antwortete ich.

»Ach ja, Joanne«, sagte sie und ließ sich schwerfällig auf ihren Stuhl sinken. Sie war groß, mit einer Figur, die meine Mutter als stattlich bezeichnet hätte, und trug an diesem Tag einen taillierten Hosenanzug im Stil der Siebzigerjahre, die Hose mit ausgestelltem Bein und breiten Aufschlägen, und dazu einen Rollkragenspullover. Von ihrem Stuhl aus überragte sie nicht nur den eigenen Schreibtisch, sondern beherrschte den ganzen Raum. Neben dem Telefon stand eine Rollkartei von beträchtlicher Größe. »Ihre Chefin ist noch nicht da. Sie kommt um zehn.« Es war 9 Uhr 30. Um diese Uhrzeit, so hatte man mir gesagt, fing der Arbeitstag an. »Ich denke, Sie können hier warten.« Sie seufzte wie jemand, dem man erhebliche Unannehmlichkeiten bereitet hatte, dann verzog sie den Mund, als müsste sie nachdenken.

»Oder Sie gehen doch schon mal durch zu Ihrem Schreibtisch. Wissen Sie, wo das ist?« Ich nickte. »Gut, ich glaube, dann können Sie durchgehen. Aber fassen Sie nichts an. Sie wird gleich kommen.«

»Ich kann mit ihr durchgehen«, kam eine Stimme aus dem erleuchteten Büro. Ein großer junger Mann trat durch die Tür. »Ich bin James«, sagte er und streckte mir seine Hand entgegen. Er hatte hellbraune Locken, eine Goldrandbrille, die der aktuellen Mode entsprach, und auf seinem Kinn spross ein dichter, rötlicher Bart, was ihm eine verblüffende Ähnlichkeit mit Herrn

Tumnus, dem edlen Faun aus *Der König von Narnia*, verlieh. Ich nahm seine Hand und schüttelte sie.

»Mir nach«, sagte er, und ich folgte ihm durch den Hauptflur, vorbei an einer Reihe dunkler Büros. Wieder hätte ich mir gern in aller Ruhe die Bücher angesehen, von denen die Wände bedeckt waren. Aufregende, bekannte Namen sprangen mir ins Auge, Pearl Buck, Langston Hughes, aber auch einige faszinierend unbekannte wie Ngaio Marsh, und in meinem Bauch begann es zu kribbeln wie früher als Kind, wenn ich in die Stadtbücherei ging: So viele Bücher, so unterschiedlich und verheißungsvoll, und man brauchte nur zuzugreifen. »Wow«, entfuhr es mir. James blieb stehen und drehte sich um. »Ich weiß«, sagte er mit einem ungekünstelten Lächeln. »Ich bin seit sechs Jahren hier, und es geht mir immer noch genauso.«

Wie angekündigt kam meine Chefin um Schlag zehn, eingemummt in einen goldbraunen Nerz, die Augen hinter riesigen, dunklen Gläsern versteckt, um den Kopf ein mit Pferdemosiven bedrucktes Seidentuch. »Hallo«, sagte ich und erhob mich von meinem Stuhl, wie man es für ein Mitglied des Königshauses oder des Klerus tut. Doch sie rauschte an mir vorbei in ihr Büro, als hätte ihr die Sonnenbrille die periphere Sehkraft genommen.

Zwanzig Minuten später öffnete sich ihre Tür, und sie tauchte wieder auf, jetzt ohne Mantel, die riesigen, dunklen Gläser durch riesige, durchsichtige Gläser ersetzt, die ihr bleiches Gesicht zur Hälfte bedeckten und die Blässe ihrer blauen Augen unterstrichen. »Also«, sagte sie, zündete sich eine Zigarette an und stellte sich an das Ende meines L-förmigen Schreibtischs. »Sie sind da.«

Ich schenkte ihr ein strahlendes Lächeln. »Ja«, sagte ich, und als ich aufstand, suchten meine Füße Halt in den Stiefeln, die mir Dons Mitbewohnerin Leigh geborgt hatte. Meine Slipper waren zu traurigen Halbmonden eingetrocknet – auf der Heizung in

Dons Wohnung. Denn das war natürlich der Ort, wo ich wirklich wohnte: Dons Wohnung in Brooklyn.

»Wir haben viel zu tun«, sagte sie und strich sich mit ihrem langen Finger eine weiche Haarsträhne aus dem Gesicht. »Soweit ich weiß, können Sie tippen.« Ich nickte zustimmend. »Aber haben Sie auch schon einmal ein Diktafon benutzt?«

»Nein«, gestand ich. Von so etwas hatte ich noch nie gehört. Hatte sie das im Einstellungsgespräch erwähnt? Ich war mir nicht sicher. »Aber das kriege ich bestimmt schnell raus.«

»Ja, bestimmt«, bekräftigte sie und stieß dabei einen Rauchstrom aus, der ihrer Vertrauensbekundung irgendwie zu widersprechen schien. »Wobei es *schon* ein bisschen knifflig sein kann.« Mit einer Hand zerrte sie die steife, undurchsichtige Schutzhaube von dem weißen Plastikkasten, der neben der Schreibmaschine stand. Plötzlich entblößt ähnelte das Ding einem Tonbandgerät der ersten Generation, aufgedonnert mit einer Unzahl von Drähten und einem übergroßen Kopfhörer, aber ohne die üblichen »Play«-, »Rewind«-, »Fast forward«- und »Pause«-Tasten. Es gab einen Schlitz für die Kassette, aber das war es dann auch schon. Wie so viele Gerätschaften aus den Fünfziger- und Sechzigerjahren hatte auch dieses Teil einen archaischen Charme und strahlte zugleich etwas gruselig Futuristisches aus.

»Tja«, sagte sie mit einem eigentümlichen Lachen. »Das ist es. Zum Abspielen und Zurückspulen gibt es Hebel. Und ich glaube, man kann die Geschwindigkeit kontrollieren.« Ich nickte, obwohl ich nichts dergleichen sah. »Hugh kann Ihnen helfen, falls Sie nicht zurechtkommen.« Ich war mir weder sicher, wer Hugh war, noch ob ich überhaupt begriffen hatte, was ich mit diesem Diktafon anstellen sollte, doch ich nickte wieder. »Ich habe *einiges* zu tippen, ich gebe Ihnen gleich ein paar Bänder, mit denen Sie anfangen können. Danach unterhalten wir uns ein bisschen.« Sie verschwand in ihrem Büro und tauchte mit drei Kassetten wie-

der auf, in der Hand eine frische, noch unangezündete Zigarette. »Bitte sehr«, sagte sie. »Alles für Sie!« Womit sie durch den Torbogen entschwand, der zur Buchhaltung führte, hinter der die Küche lag und dahinter der andere Flügel des Büros mit den Räumen der anderen Literaturagenten und der Tür zur Außenwelt.

Eigentlich konnte ich gar nicht tippen. Was das betraf, hatte ich auf Anraten der Frau von der Personalagentur schlicht und ergreifend gelogen. »In Ihrem Alter kann doch kein Mensch tippen«, hatte sie gesagt und mit einer abwinkenden Geste ihr hübsches Gesicht verzogen. »Aber Sie sind doch mit Computern groß geworden! Sagen Sie ihr einfach, dass Sie sechzig Wörter pro Minute tippen. Innerhalb von einer Woche schaffen Sie das leicht.« Sechzig Wörter pro Minute hatte ich tatsächlich einmal geschafft. Wie alle New Yorker Mittelschüler hatte auch ich in der 8. Klasse einen Maschinenschreibkurs absolviert. Danach hämmerte ich im Büro meines Vaters jahrelang alle Referate und Arbeiten in die Schreibmaschine, ohne je auf die Tasten zu schauen. Im letzten Highschool-Jahr schafften wir uns einen Macintosh II an, und meine Tipptechnik mutierte zum schlampigen Zwei-Finger-Freistil des digitalen Zeitalters.

Ich zog die Abdeckhaube von der Selectric. Sie war riesig und hatte, soweit ich mich erinnerte, deutlich mehr Tasten, Schalter und Hebel als die Maschinen, auf denen ich tippen gelernt hatte. Und doch schien ausgerechnet ein Knopf nicht zu existieren, nämlich der, mit dem sie sich anschalten ließ. Ich tastete sämtliche Oberflächen der Maschine ab, vorn, hinten, rechts, links. Nichts. Ich stand auf und beäugte sie, mit verdrehtem Oberkörper über die Kanten meines Schreibtischs gekrümmt, aus allen Blickwinkeln. Dann nahm ich wieder Platz und versuchte es abermals, inspizierte alle Seiten, kippte das Gerät nach vorn und nach hinten, denn es konnte ja sein, dass sich der Schalter

an der Unterseite befand. Inzwischen war mein grüner Pullover unter den Armen nass, die Stirn klebrig vor Schweiß, und das schreckliche Prickeln in meiner Nase kündigte Tränen an. Schließlich kam mir der Gedanke, dass die Maschine vielleicht gar keinen Anschaltknopf besaß, dass sie einfach nur eingestöpselt werden musste, und ich kroch unter den Schreibtisch und tastete im Dunkeln nach dem Kabel.

»Brauchen Sie Hilfe?«, hörte ich eine weiche Stimme vorsichtig fragen, während meine Hände an einem verstaubten Kabel nestelten.

»Ähm ... vielleicht«, sagte ich und richtete mich, um ein Minimum an Würde bemüht, wieder auf. Neben meinem Schreibtisch stand ein Mann unbestimmten Alters, der meiner Chefin so ähnlich sah, dass er ihr Sohn hätte sein können: das glatte, aschbraune Haar, der starre Blick, die schlaffen Wangen und die beängstigend helle Haut, die in seinem Fall durch Akne-Narben zusätzlich ausgebleicht war.

»Suchen Sie den Anschaltknopf?«, fragte der Mann, als könnte er meine Gedanken lesen.

»Ja«, bekannte ich. »Ich komme mir gerade ziemlich blöd vor.«

Er schüttelte verständnisvoll den Kopf. »Der versteckt sich an einem wirklich unmöglichen Ort. Den kann man gar nicht finden. Und man kommt auch schlecht dran, wenn man vor dem Ding sitzt. Hier.« Er kam zu mir hinter den Tisch, sorgsam darauf bedacht, genügend Raum zwischen uns zu lassen, schlang einen Arm um die linke Seite der Schreibmaschine, als wollte er sie umarmen, und man hörte ein Klicken, als er den Schalter drückte. Die Maschine gab ein lautes Schnurren von sich, wie eine schlafende Katze, und begann so heftig zu vibrieren, dass man es beinahe sehen konnte.

»Haben Sie vielen Dank«, sagte ich, vielleicht eine Spur zu emotional.

»Bitte«, antwortete er. Ich presste mein Hinterteil gegen den Schreibtisch, damit er Platz hatte, sich aus der Ecke zu befreien, was er so unbeholfen tat, dass er dabei über die Plastikmatte unter meinem Stuhl und ein verirrtes Kabel stolperte. Seufzend streckte er mir die Hand entgegen, am Ringfinger ein schlichter, goldener Ehering, was mich überraschte. Irgendwie wirkte er so *allein*. »Ich bin Hugh«, sagte er. »Sie sind Joanna.«

»Richtig«, erwiderte ich und schüttelte seine Hand, die warm war, trocken und sehr, sehr weiß.

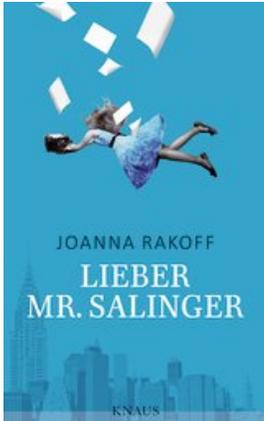
»Ich sitze da drüben.« Er deutete mit dem Kopf auf eine Tür gegenüber meinem Schreibtisch, die ich für einen Wandschrank gehalten hatte. »Wenn Sie etwas brauchen, holen Sie mich einfach. Ihre Chefin« – wieder ein tiefes Seufzen – »erklärt manche Sachen nicht. Wenn es also irgendetwas gibt, was Sie nicht verstehen, fragen Sie mich einfach.« Plötzlich veränderte sich seine Miene, die Mundwinkel hoben sich. »Ich bin schon so lange hier, dass ich das Büro in- und auswendig kenne. Ich weiß, wie alles funktioniert.«

»Seit wann?«, fragte ich, ohne nachzudenken. »Seit wann sind Sie hier?«

»Mal überlegen.« Er verschränkte die Arme vor der Brust und legte nachdenklich die Stirn in Falten. Er sprach jetzt noch langsamer als vorher. »Angefangen habe ich 1977 als Assistent von Dorothy« – ich nickte, als wüsste ich, wer Dorothy war –, »und das habe ich vier Jahre gemacht« –, seine Stimme wurde immer leiser – »dann bin ich für eine Weile weg. 1986. Oder '87? Aber ich bin zurückgekommen.« Er seufzte abermals. »Zwanzig Jahre, ja, ich glaube, ich bin seit zwanzig Jahren hier.«

»Wow«, sagte ich. Ich war dreiundzwanzig.

Hugh lachte. »Ich weiß, wow.« Er zuckte die Achseln. »Es gefällt mir hier. Natürlich gibt es auch Dinge, die mir nicht gefallen, aber es ist das Richtige für mich. Was ich mache. Hier.«



Joanna Rakoff

Lieber Mr. Salinger

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 304 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-8135-0515-3

Knaus

Erscheinungstermin: Februar 2015

„Eine Liebeserklärung an die Zeit kurz vor der digitalen Revolution und an die immerwährende Kraft der Literatur.“ The Chicago Tribune

Von ihnen gibt es Hunderte: blitzgescheite junge Frauen, frisch von der Uni und mit dem festen Vorsatz, in der Welt der Bücher Fuß zu fassen. Joanna Rakoff war eine von ihnen. 1996 kommt sie nach New York, um die literarische Szene zu erobern. Doch zunächst landet sie in einer Agentur für Autoren und wird mit einem Büroalltag konfrontiert, der sie in eine längst vergangen geglaubte Zeit katapultiert. Joanna lernt erst das Staunen kennen, dann einen kauzigen Kultautor – und schließlich sich selber.